

1 Die Phase des Ankommens: Erfahrung des Kulturschocks

1.1 Der Akkulturationsprozess

Trotz der Vielfalt der individuellen Erfahrungen, die sich in den Untersuchungsdaten wiederfinden, zeigen sich in den Erzählungen der Frauen über ihre Ankunft in der Schweiz viele fallübergreifende Ähnlichkeiten, die in der Literatur auch unter dem Phänomen des *Kulturschocks* (Oberg 1960, Pedersen 1995, Sluzki 2010) abgehandelt werden. Unter einem Kulturschock wird hierbei nicht etwa ein Moment, sondern ein innerer Prozess verstanden, den Migrant:innen im Kontakt mit ihrer neuen Umwelt durchleben. Um diesen Prozess anhand eines Fallbeispiels aus dem Untersuchungsmaterial zu veranschaulichen, habe ich mich unter einer Vielzahl ähnlicher Modelle aus der transkulturellen Sozialpsychologie für jenes von Paul Pedersen (1995) entschieden. Im Gegensatz zu anderen Modellen lässt sich dieses auch auf die hier untersuchten Migrantinnen übertragen, die nicht im Familienkontext, sondern als Einzelpersonen und somit nicht im Rahmen der ansonsten männlich dominierten Pioniermigration zugewandert sind.

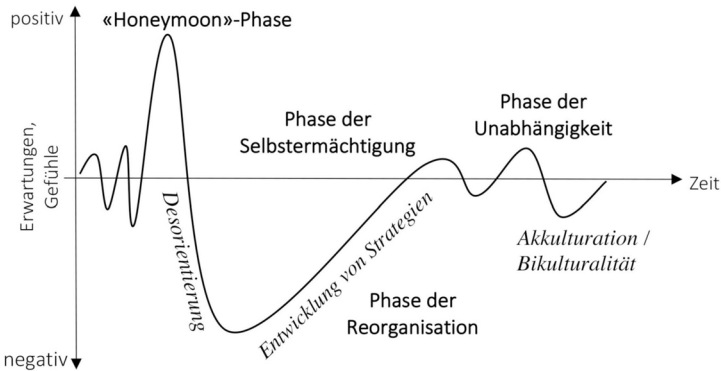
Pedersen definiert auf Basis bereits bestehender empirischer Studien fünf Prozessabschnitte, anhand deren sich sowohl die psychologischen Auswirkungen einer Migration als auch die von zugewanderten Personen erbrachten Anpassungsleistungen an ihre fremd-kulturelle Umwelt beschreiben lassen. In seinem Modell beginnt dieser Prozess mit einer sogenannten *Honeymoon-Phase*, die durch eine romantisch verklärte Wahrnehmung der neuen Umgebung charakterisiert werden kann. Da sich zugewanderte Personen zu diesem Zeitpunkt der Anforderungen ihrer Umwelt noch nicht bewusst sind oder allfällige Probleme und Unstimmigkeiten verdrängen oder verleugnen, wird diese Phase der Migrationserfahrung in erster Linie von positiven Gefühlen begleitet, die optimistisch in die Zukunft blicken lassen – bis schliesslich erste negative

Konfrontationen zu Momenten der Ernüchterung führen. Fehlt es Migrant:innen zu diesem Zeitpunkt an den nötigen sprachlichen und kulturellen Kenntnissen, um sich in der fremden Umgebung zurechtzufinden, scheitern sie an alltäglichen Herausforderungen, was über die Orientierungslosigkeit und Verunsicherung hinaus zu grossen Versagensängsten führen kann. In dieser anschliessenden *Phase der Desintegration*, die den Tiefpunkt der Migrationserfahrung markiert, beginnen zugewanderte Personen allmählich damit, ihr Selbstverständnis zu hinterfragen, was in eine *Phase der Reintegration* führt, in welcher ein Lernprozess stattfindet, in dem kulturelle Differenzen zunehmend als solche wahrgenommen und praktische Strategien entwickelt werden können, die eine Reorganisation der alltäglichen Lebenswelt erlauben. In diesem Prozessabschnitt gewinnen Migrant:innen zunehmend an Selbstbewusstsein, Orientierung und Halt. Der Wiederaufbau dieser Grundpfeiler, die im Rahmen der Migrationserfahrung ins Wanken gerieten, bildet schliesslich auch die Basis für die *Phase der Autonomie*, in welcher Immigrant:innen nach Selbstverwirklichung streben und ihren Platz in der Gesellschaft zu festigen versuchen. Diese Bemühungen führen schliesslich in den letzten Prozessabschnitt, die *Phase der Unabhängigkeit*, die Pedersen als idealisiertes Ziel einer Akkulturation versteht. Sie ist insbesondere dadurch gekennzeichnet, dass es Migrant:innen durch ihre neu formierte multikulturelle Identität möglich wird, sich sowohl der Herkunfts- als auch der Residenzgesellschaft zugehörig zu fühlen und sich in beiden kulturellen Kontexten zu bewegen.

Anhand der soeben beschriebenen Phasen wird deutlich, dass das Modell von Pedersen einen Akkulturationsprozess beschreibt, in welchem die Integration von Migrant:innen als Ziel des Einlebens in eine neue kulturelle Umgebung verstanden wird und somit auch eine normative Färbung enthält. Eine Integration mag aus der Sicht der Residenzgesellschaft zwar wünschenswert erscheinen, muss sich jedoch nicht zwangsläufig mit den Zielen der Migrant:innen decken. Wie bereits ersichtlich wurde, wollen sich diese im Falle der untersuchten Thailänderinnen in der Regel nicht dauerhaft in der Schweiz niederlassen (siehe dazu Teil II, Kapitel 2.6). Anders als aus der Perspektive der Aufnahmegesellschaft ist es für Migrant:innen mit dem Wunsch nach einer Rückkehr in ihr Herkunftsland nicht unbedingt erstrebenswert und erforderlich, sich von ihrer ursprünglichen Kultur zu distanzieren, Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft zu pflegen und an deren Alltagsleben teilzunehmen. Insofern kann das Modell von Pedersen nur mit Vorsicht und nicht auf sämtliche der befragten Thai-Frauen übertragen werden. Um den Fokus der folgenden Ausführungen nicht auf das Ziel einer Integration, sondern den inneren Prozess

des Ankommens in einem fremd-kulturellen Kontext auszurichten, wurde die Terminologie von Pedersen im Folgenden teilweise durch Begriffe ersetzt, die aus der Sicht der Frauen als charakteristisch für ihr Erleben in den verschiedenen Prozessabschnitten betrachtet werden können (siehe dazu Abbildung 3).¹

Abbildung 3: Phasen des Kulturschocks



Wie aus der Darstellung des Modells ersichtlich wird, ist es in der Empirie kaum möglich, die einzelnen Prozessabschnitte konkret voneinander abzugrenzen, da diese ineinander übergehen und somit auch parallel zueinander verlaufen können. Ausserdem lassen sich nicht in allen der untersuchten Fälle sämtliche Phasen wiederfinden, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass die Frauen zum Zeitpunkt der Interviews in unterschiedlichen Prozessabschnitten zu verorten waren. Hinzu kommt – und dies unterstreicht zugleich auch die Schwächen von Akkulturationsmodellen wie jenem von Pedersen –, dass unklar bleibt, ab wann das von ihm definierte Ziel der Integration als erreicht bezeichnet werden kann, zumal eine »multikulturelle Identität« kaum

¹ Im Rahmen dieser Studie wird von der *Phase der Verunsicherung* (statt Desintegration), der *Phase der Reorganisation* (statt Reintegration) sowie der *Phase der Selbstermächtigung* (statt Autonomie) gesprochen. Für die übrigen Phasen ist die Terminologie von Pedersen (1995) treffend.

stichhaltige und abschliessende Indikatoren zu deren Messung beinhaltet. Am Beispiel der untersuchten Thailänderinnen zeigte sich zudem, dass auch die Aufenthaltsdauer in der Schweiz nicht als Indiz für eine Integration verwendet werden kann, da einzelne Prozessabschnitte unterschiedlich lange andauern und eine Integration, wie bereits erwähnt, nicht von allen Frauen angestrebt wird. Für die Auswahl eines Falles, mittels dessen sich sämtliche Prozessabschnitte darstellen lassen, mussten daher Kriterien gefunden werden, die eine Integration der befragten Thailänderin nahelegen.

Gemäss Hartmut Esser (2001) umfasst Integration vier Dimensionen: Zum ersten ist dies die *kulturelle*, die den Erwerb von Wissen und Fähigkeiten beinhaltet, wobei insbesondere die Sprache einen zentralen Stellenwert einnimmt. Die zweite, *strukturelle* Dimension umfasst die Beteiligung am Arbeitsmarkt, während die *soziale* Dimension den Fokus drittens auf die sozialen Beziehungen im Alltag legt. Die *identifikatorische* Dimension umschreibt viertens schliesslich das von Pedersen ebenfalls erwähnte Gefühl der Zugehörigkeit zur Gesellschaft. Auf Basis dieser Kriterien lassen sich vier der insgesamt neun befragten Thailänderinnen als integriert bezeichnen, wobei sich Pedersens Akkulturationsmodell insbesondere auf die Geschichte von Noi anwenden lässt.

1.2 Fallbeispiel: Die Geschichte von Noi

Die von Noi geschilderten Erfahrungen entsprechen dem idealtypischen Verlauf des zuvor dargestellten Akkulturationsmodells am ehesten. Ihr Fallbeispiel, das im Folgenden dazu dient, die Phase des Ankommens und Einlebens in der Schweiz zu illustrieren, weist jedoch im Vergleich zum Rest der Stichprobe atypische Merkmale auf. Noi ist nicht nur die einzige Migrantin, die nicht aus dem *Isaan* stammt, sondern auch eine der wenigen Frauen, die über eine höhere Schulbildung verfügen und sich keine Remigration nach Thailand wünschen oder vorstellen können. Nichtsdestotrotz zeigt ihre Geschichte einige der Problem- und Konfliktfelder auf, mit welchen Thailänderinnen in der Schweiz konfrontiert werden.

Honeymoon-Phase Die Honeymoon-Phase beschreibt die erste Zeit unmittelbar nach der Ankunft in der fremd-kulturellen Umgebung. Unabhängig davon, dass diese Phase am Beispiel der befragten Thailänderinnen manchmal tatsächlich in ihre Flitterwochen fällt, ist sie von einer romantisierten Wahr-

nehmung der Umwelt gekennzeichnet, die viele Perspektiven eröffnet und optimistisch in die Zukunft blicken lässt (Pedersen 1995: 26–27).

»Für uns in Thailand ist die Schweiz wie der Himmel, da unser König hier in Lausanne gelebt hat und zur Schule ging« (3A/23-24), erzählt Noi. Die 43-Jährige, die mittlerweile seit 14 Jahren in der Schweiz lebt, stammt aus Zentralthailand, wo sie eine höhere Ausbildung absolvierte und gleich im Anschluss eine Arbeitsstelle fand. Während ihr beruflich viele Möglichkeiten offenstanden, hatte sie privat weniger Glück und ihre langjährige Beziehung zu einem Thailänder ging in die Brüche. Gerade in jener Zeit erreichte sie die Einladung einer bereits in der Schweiz lebenden Freundin, worauf Noi für drei Monate in die Schweiz reiste. »Das kam gerade zur richtigen Zeit, weil ich Liebeskummer hatte. Ich dachte, ich nehme mir eine Auszeit. Ich hatte damals seit sechs Jahren [...] gearbeitet und nie richtig Ferien gehabt« (3A/6-8). Nach dieser Auszeit hätte es ihr offengestanden, wieder an ihren Arbeitsplatz zurückzukehren, wie sie weitererzählt. Insofern sei sie auch nicht darauf vorbereitet gewesen, ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft in die Schweiz zu verschieben:

Ich liebe mein Land und wollte eigentlich nie auswandern. In der Schule habe ich Englisch gehasst, ich sah den Nutzen für mich nicht, diese Sprache zu lernen. Dass es anders kommen würde, hätte ich nie gedacht. Doch dann hat mir Gott oder Buddha ein Signal gegeben. (3A/1-4)

Wie Nois Wortwahl aufzeigt, verleiht sie der Einladung ihrer Freundin, die ihr Leben letztlich nachhaltig veränderte, rückblickend eine religiöse Deutung. In ihrer Darstellung schien es damit weniger ihr Wille als ein Zeichen einer höheren Macht gewesen zu sein, das sie in die Schweiz geführt und ihr damit sowohl im Hinblick auf ihren beruflichen Alltag als auch ihren Liebeskummer einen bis dahin unerwarteten Ausweg eröffnete. Ihre Reise stellte eine aufregende Abwechslung zu ihrem Alltag in Thailand dar. Umgeben von ihrer Freundin und einem durch thailändische Migrant:innen geprägten Umfeld lernte sie die Schweiz zunächst aus einer eher touristischen Perspektive kennen. Im Interview erinnert sie sich daran:

Ich habe nicht viel von der Schweiz gesehen, wir waren nur mit Thais, nur Thai-Essen, Thai-Leute, auch im Thai-Tempel waren wir. Aber ich war auf dem Titlis [...] und habe Schnee gesehen. Es war schön hier, aber vom Gefühl her auch unangenehm, weil ich die Sprache überhaupt nicht verstand. (3A/12-16)

Trotz Verständigungsproblemen knüpfte sie schon bald erste Kontakte zu Schweizern, wobei sie auch ihren späteren Ehemann kennenlernte. Damit eröffnete sich ihr eine, wie sie betont, so nicht erwartete Perspektive auf eine längerfristige Zukunft in der Schweiz – einem Land, das sie bis dahin zwar kaum kannte, ihr jedoch als »Himmel« erschien, da es auch von prominenten Mitgliedern des Königshauses als Lebensmittelpunkt gewählt wurde. Obwohl Noi Sprachprobleme in dieser Phase bereits als störend empfindet, macht sie sich zu diesem Zeitpunkt noch keine weiteren Gedanken darüber, wie ihr zukünftiges Leben in der Schweiz verlaufen könnte. Gerade dieser Umstand ist letztlich charakteristisch für die Honeymoon-Phase, in welcher allfällige Probleme, Unstimmigkeiten oder kulturelle Differenzen noch nicht wahrgenommen oder verdrängt werden, da sie zunächst einfach zu bewältigen scheinen (Pedersen 1995: 26–27).

Phase der Verunsicherung Nois positives Bild der Schweiz entstand nicht etwa in einem Kontrast zu ihrem Herkunftsland, das sie, wie sie zu Beginn erzählt, liebt und eigentlich auch nicht verlassen wollte. Dass Thailand für Schweizer:innen eine beliebte Feriendestination darstellt, war für sie eine Bestätigung dafür, dass man die Schönheit ihrer Heimat auch hier zu schätzen weiss:

Ich war eine sehr stolze Frau. Immer, wenn mich die Leute angeschaut haben, dachte ich, sie wissen gleich, woher ich komme. Ich dachte immer, die Leute in der Schweiz kennen meine Heimat, dass es dort sehr schön ist, gutes Essen und schöne Tempel hat. Die meisten, mit denen ich gesprochen habe, waren schon mal in Thailand in den Ferien. Deshalb dachte ich, dass die Leute in der Schweiz nur gut über Thailand denken. (3A/18-22)

»Aber dann kam die Enttäuschung« (3A/24-25), meint sie in Zusammenhang mit einem Erlebnis in einer Diskothek, das sowohl ihre bisherige Idee von ihrem Heimatland als auch ihren ersten Eindruck von Schweizern ins Wanken brachte:

[Ich war] in einer Disko mit meinen Freundinnen, die alle verheiratet waren. Und spät in der Nacht kamen ein paar Männer und haben mit mir geredet. Ich habe wie üblich gelächelt. Rückblickend total naiv. Mir war nicht klar, was diese Männer wollten. Dass es so was wie Sextourismus in Thailand gibt, wusste ich nicht. Ich komme aus [Zentralthailand], da gibt es gar keinen Tourismus. Die Ferienorte im Süden waren mir nicht bekannt, auch nicht, was

dort passiert. Als ich dann merkte, was diese Männer von mir wollten, war ich sehr enttäuscht. Ich war beleidigt und hatte mich wie Dreck gefühlt. Ich war sehr enttäuscht. Ich habe ihnen gesagt, das geht so nicht. Seither habe ich Respekt vor Männern und weiss, dass ich ihnen Grenzen setzen muss. Damals konnte ich mich nicht gut verteidigen wegen der Sprache. Heute, wo ich gut Deutsch kann, passiert mir das nicht mehr. (3A/25-34)

In dieser Situation, in der sich Noi aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert und zum Sexobjekt degradiert fühlte, wurde sie erstmals damit konfrontiert, wie Thailänderinnen von bestimmten Männern wahrgenommen werden. Desillusionierend war dabei nicht nur die persönliche Verletzung, sondern auch die Konfrontation mit ihren sprachlichen Grenzen, aufgrund deren sie sich nicht ausreichend gegen die Männer zur Wehr setzen konnte.

Nois Erfahrung in der Diskothek steht exemplarisch für die unerwarteten Momente der Ernüchterung, die sich im Rahmen erster negativer Konfrontationen in einer fremd-kulturellen Umgebung einstellen. Erlebnisse dieser Art sind gemäss Pedersen (1995: 79) typisch für den zweiten Abschnitt der Migrationserfahrung, die im Rahmen dieser Studie als Phase der Verunsicherung bezeichnet wird. Nachdem das Neue seine Faszination allmählich verliert, rücken nun kulturelle Differenzen und alltägliche Probleme in den Mittelpunkt der Wahrnehmung, die bei Migrant:innen zu tiefer Verunsicherung und Versagensängsten führen können, da sie noch nicht über die erforderlichen sprachlichen und kulturellen Kenntnisse verfügen, um diese zu bewältigen und sich in der fremd-kulturellen Umgebung orientieren zu können. Wie Nois Schilderungen nahelegen, war sie sodann auch nicht ganz unglücklich darüber, dass ihr Besuchervisum nach drei Monaten auslief und sie nach Thailand zurückkehren musste. Nicht nur die Schweiz, auch ihr späterer Ehemann wurde ihren Vorstellungen nicht gerecht:

Einmal hat er mir gesagt, komm, ich zeige dir die Schweiz. [...] Und dann sind wir wandern gegangen. Berge, Kühe, das war für mich völlig uninteressant. Bei uns in Thailand ist es wichtig, dass man drei Mal am Tag richtig isst. Wir gingen in ein Restaurant und er hat nur Kaffee und Kuchen bestellt. Ich war sehr enttäuscht und dachte, dieser Mann ist nichts. (3A/54-60)

Obwohl sie ihre ersten Eindrücke von der Schweiz und ihrem zukünftigen Mann im Interview nicht sonderlich positiv umschreibt, entschied sie sich einige Monate später dennoch, mit einem Studentervisum erneut in die Schweiz einzureisen. Doch auch beim zweiten Besuch, der eigentlich ein Jahr

dauern sollte, schien es ihr schwerzufallen, Gefallen an der Schweiz zu finden. Wie sie im Interview schildert, war sie relativ schnell an einem Tiefpunkt angekommen:

Ich war überhaupt nicht motiviert, Deutsch zu lernen, weil ich keine Absicht hatte, hier zu bleiben. Mit meinem jetzigen Mann hatte ich auch wieder Kontakt. Er wollte, dass ich hierbleibe, aber heiraten wollte er mich nicht. Nach vier Monaten wollte ich zurück. [...] Das war ok für mich, ich wollte nicht mehr. (3A/67-69)

Und so kehrte Noi erneut nach Thailand zurück – auch wenn sie sich nach einem halben Jahr wiederum umentschieden hatte:

Mein [späterer] Mann wollte, dass ich wieder in die Schweiz komme und [wieder] ein Studentenvisum für ein Jahr beantragen, damit wir uns richtig kennenlernen können. Das war 2002. Da habe ich richtig Deutsch gelernt, weil langsam hatte er mir auch wirklich gefallen. [...] Er besuchte mich auch in Thailand. Das war gut für uns beide, weil er musste sehen, woher ich komme, wie ich in Thailand lebe. Er musste sehen, dass ich dort ein gutes Leben habe. 2003 haben wir dann geheiratet. (3A/81-87)

Die Geschichte von Noi zeigt, dass die Phase der Verunsicherung in vielerlei Hinsicht durch Desorientierung gekennzeichnet ist. Angesichts ihrer mehrmaligen Rückkehr nach Thailand, aber auch aufgrund ihres provisorischen Aufenthaltsstatus fiel es ihr schwer, eine klare Zukunftsperspektive aufzubauen. Obwohl sie sich durch den Besitz eines Studentenvisums in einer im Vergleich zu anderen Thailänderinnen privilegierten Situation befand, erschien es ihr zu diesem Zeitpunkt zunächst nicht lohnenswert, längerfristig zu denken und in den Erwerb von sprachlichen Kenntnissen zu investieren.

Phase der Reorganisation Im Interviewverlauf lässt sich feststellen, dass die Eheschliessung für Noi einen Übergang zu einer neuen Phase der Migrationserfahrung markiert. Nachdem die Unsicherheiten bezüglich Partnerwahl und Aufenthaltsstatus überwunden waren, sah sich die Frau zunehmend in der Lage, sich mit ihrer neuen Umwelt und den damit einhergehenden Erfahrungen auseinanderzusetzen. Dabei zeigte sich, dass insbesondere negative Erfahrungen und Enttäuschungen, wie sie Noi etwa bei ihrem Besuch in der Diskothek beschrieb, dazu führen können, dass Migrant:innen ihr Selbstverständnis zu hinterfragen und damit auch ihre Identität zu revidieren beginnen (Pedersen 1995: 79). So setzte im Anschluss auch bei Noi ein Lern-

und Selbstreflexionsprozess ein, in welchem sie kulturelle Differenzen allmählich wahrnehmen und entsprechende Strategien zum Umgang mit diesen erarbeiten konnte. Rückblickend bezeichnet sie sich nämlich nicht nur als naiv, weil sie die Absichten der Männer, die sie herablassend behandelt hatten, zu spät erkannt hat, sondern auch, weil ihr damals noch nicht bewusst war, dass kulturelle Missverständnisse zum Entstehen solcher Situationen beitragen können. Ihr Auftreten gegenüber Männern hat sie dementsprechend überdacht und angepasst. Sie erzählt:

Thai-Frauen schauen anderen nicht in die Augen, wenn wir sie nicht kennen. Das ist nicht wie bei euch, wo man sich als Erstes in die Augen schaut. Für uns hat das mit Respekt zu tun. Bei uns kommt zuerst Buddha, dann der König, dann die Eltern und Lehrer. Das sind verschiedene Stufen, die respektiert werden. Aber es hat auch mit Angst und Unsicherheit zu tun. Auch mit Abgrenzung von Leuten, die man nicht kennt. Ich denke, die Männer hier verstehen das falsch, sie verstehen nicht, wie Thai-Leute sind, und beginnen dann mit Machospielen, weil sie denken, diese Frau ist unsicher und hat Angst. (3A/36-43)

Noi stellte damit fest, dass die Zurückhaltung gegenüber Autoritätspersonen und Fremden in Thailand zwar zu den alltäglichen Umgangsformen gehört, jedoch in der Schweiz als Unsicherheit missverstanden werden kann. Die Erkenntnis, dass Augenkontakt hier nicht als unhöflich und respektlos empfunden, sondern als Zeichen von Selbstsicherheit gedeutet wird und somit auch ein wirksames Mittel darstellt, um sich Fremden gegenüber Respekt zu verschaffen, deutete ich insofern als Ergebnis der Reflexion von kulturellen Differenzen, die allmählich zu einer Reorganisation der alltäglichen Lebenswelt beiträgt. Kennzeichnend für diese Phase ist insbesondere, dass Migrant:innen allmählich ihr Selbstbewusstsein zurückerlangen und versuchen, einen festen Platz in ihrem Umfeld zu finden.

Gemäss Pedersen (1995: 134–135) ist dieser Abschnitt der Migrationserfahrung etwa vergleichbar mit der Erholungsphase nach einer Depression, wobei insbesondere andere Personen für die eigenen Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden. Im Fall von Noi äussert sich dies insbesondere dadurch, dass sie damit begann, sich von anderen Thailänderinnen in der Schweiz zu distanzieren. Auch dabei spielte die zuvor geschilderte Erfahrung in der Diskothek eine nicht unwesentliche Rolle. Ihre Wut und Frustration richtete sich nicht nur gegen die Männer, sondern auch gegen Thai-Frauen, die im Sexgewerbe

arbeiten und somit dazu beitragen, dass Männer, denen sie im Alltag begegnete, auch ihr mit bestimmten Assoziationen gegenübertraten. Sie erzählt dazu:

In dieser Zeit habe ich viel über Thai-Leute in der Schweiz gelernt. Das war auch eine Enttäuschung. [...] Mir wurde klar, dass viele Frauen hier in der Prostitution arbeiten. Da konnte ich auch die Reaktionen der Männer verstehen. Vorher wusste ich ja nicht, dass es solche [Frauen in der Schweiz] gibt. Ich dachte immer, wenn Frauen in die Schweiz kommen, dann zum Heiraten, Kinderkriegen und um ein normales Leben zu führen. Ich verstehe es nicht. Wenn man doch neu anfängt, dann will man doch die alten Sachen vergessen und wirklich neu anfangen, um ein gutes Leben zu haben. (3A/69-79)

Noi legte in Gesprächen stets viel Wert darauf, sich von anderen Thai-Frauen und Sexarbeiterinnen abzugrenzen. Damit knüpft sie an das Narrativ vieler befragten Frauen an, die immer wieder betonen, dass sie eigentlich nicht die Absicht gehabt hätten, in die Schweiz zu migrieren, um sich damit dem Verdacht zu entziehen, dass ihr Handeln seitens der Gesellschaft als unmoralisch (Heirat aufgrund finanzieller oder aufenthaltsrechtlicher Vorteile) empfunden werden könnte (siehe dazu Kapitel 2.2.3). Während Noi vor ihrer Heirat fast ausschliesslich Kontakte zu anderen Thai-Frauen pflegte, begann sie nun damit, sich von diesen zu distanzieren:

Ich habe schnell gemerkt, dass das Leben der Thai-Leute völlig anders ist als das der Schweizer. Es ist ein grosser Unterschied wie zwischen zwei Welten. Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit. Auch das Essen und wie man zusammen isst. Ich habe gelernt, dass wenn man isst, dann isst man und keine Ablenkung. Hier ist das anders. Auch die Höflichkeit innerhalb der Familie. Ständig Hallo, en Guete... Das ist bei uns nicht so. Innerhalb der Familie grüsst man sich nicht ständig, weil man sieht sich ja immer. In der Mitte zu sein, war für mich nicht einfach. Ich wusste, dass ich mich entscheiden musste. (3A/98-104)

Die zitierte Passage zeigt nicht nur, dass sich Noi zu diesem Zeitpunkt der kulturellen Differenzen zwischen Thais und Schweizern bewusst war, sondern auch, dass sie sich angesichts der daraus entstandenen Spannungen dazu gezwungen sah, sich zu positionieren. Als frisch verheiratete Frau entschied sie sich für die Seite ihres Mannes, was ihre Situation zunächst erschwerte: »Das Leben hier war nicht einfach. Ich hatte nur Kontakte zu Schweizern, der Familie meines Mannes« (3A/89-90), erzählt sie. Wie ihre Geschichte jedoch weiter zeigt, war dies jedoch auch die Zeit, die ihr letztlich als Basis dafür diente, ihr

Selbstbewusstsein zurückgewinnen, um ihren Handlungsspielraum allmählich zu erweitern.

Phase der Selbstermächtigung Die Phase der Selbstermächtigung ist insbesondere durch die Bemühungen von Migrant:innen gekennzeichnet, nach mehr Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung zu streben, um sich in ihrem Umfeld zu etablieren (Pedersen 1995: 201–202). Im Fallbeispiel von Noi äussert sich dies unter anderem in ihren Bemühungen, eine Arbeitsstelle zu finden. Sie erzählt über diese Zeit:

Manchmal habe ich mich sehr alleine gefühlt. Da war die Sprache und auch die Forderungen meines Mannes, dass ich richtig Deutsch lerne. Da gab es so ein Moment, als er mir sagte, dass ich diejenige in unserer Gruppe bin, die am schlechtesten Deutsch spricht. Das hat mich sehr gekränkt und das wollte ich so nicht auf mir sitzen lassen. Als mein Mann zur Arbeit ging, dachte ich, jetzt muss ich es in die Hand nehmen. Jetzt muss ich etwas machen. Also habe ich die Zeitung aufgeschlagen und mir Arbeit gesucht. (3A/123-128)

Durch eine Arbeitsstelle wollte Noi nicht nur Gelegenheiten schaffen, im Alltag besser Deutsch zu lernen, sondern ihrem Ehemann auch beweisen, dass sie fähig dazu ist, diesen Schritt trotz sprachlicher Defizite selbstbestimmt und ohne seine Unterstützung anzugehen. Insofern handelte es sich dabei um einen Akt der Selbstermächtigung, der mit dem Ziel verbunden war, mehr Autonomie zu gewinnen. Auf diese Leistung ist sie heute stolz: »Eigentlich glaube ich an das Schicksal, aber im Job nicht. Da habe ich echt Leistung gezeigt und mir alles hart verdient und gekämpft für das, was ich will« (3A/160-162). Ihre berufliche Integration stärkte nicht nur ihr Selbstbewusstsein, sondern auch das Gefühl, in der Schweiz angekommen zu sein. Dass Noi drei Jahre nach ihrer Eheschliessung einen Verein gründete, um anderen Thai-Frauen Hilfe und Unterstützung bei Problemen anzubieten, die sie selbst als überwunden betrachtet, verstärkt diesen Eindruck zusätzlich: »[Ich habe] viele Probleme von Thais gesehen. Dagegen wollte ich etwas machen, auch vorbeugen, bevor es zum Problem wird« (3A/188-189). Ihr Wissen weiterzugeben, versetzt sie in die Rolle einer interkulturellen Vermittlerin, die anderen Thailänderinnen gegenüber als Expertin auftritt, welche die Fähigkeit innehat, sich problemlos in beiden kulturellen Kontexten zu bewegen, und ihren Platz in der Residenzgesellschaft somit gefunden hat.

Phase der Unabhängigkeit Die im Rahmen der Akkulturation erworbenen interkulturellen Kompetenzen deuten darauf hin, dass Noi heute in der Phase der Unabhängigkeit zu verorten ist, die als idealisiertes Ziel dieses Prozesses verstanden werden kann. Kennzeichnend für diese Phase ist, dass Migrant:innen ein Zugehörigkeitsgefühl gegenüber der Aufnahmegesellschaft entwickeln, sich jedoch gleichzeitig ihrer Andersartigkeit bewusst bleiben. Kulturelle Unterschiede werden zwar wahrgenommen, dominieren jedoch die Identität eines Individuums immer weniger. Pedersen (1995: 245) spricht hierbei von der Herausbildung einer multikulturellen Identität, die durch internalisierte Mehrfachzugehörigkeiten geprägt ist.

In Akkulturationsmodellen, wie jenem von Pedersen (1995), wird die Konstruktion einer neuen Identität oft als Resultat einer Entwicklung betrachtet, das sich aus einem mehr oder weniger starren Gebilde aus angepassten Wert- und Glaubensvorstellungen, Einstellungen und Eigenheiten einer Person formiert. Das Fallbeispiel von Noi zeigt jedoch, dass man Identität vielmehr als »einen fortschreitenden Prozess eigener Lebensgestaltung« betrachten muss, »der sich [...] in jeder alltäglichen Handlung (neu) konstruiert« (Keupp 2008: 215). In diesem Sinne stellen Identitäten stets Momentaufnahmen dar, die sich zu verschiedenen Zeitpunkten in unterschiedliche Richtungen weiterentwickeln können. Anhand des Modells von Pedersen (1995) lässt sich ein idealtypischer Verlauf einer solchen Entwicklung nachzeichnen, wobei jedoch nicht alle der befragten Thailänderinnen sämtliche Prozessabschnitte durchlaufen oder sie mit derselben Intensität erlebt haben. Unabhängig davon, wie lange die befragten Frauen zum Zeitpunkt der Interviews bereits in der Schweiz waren, lassen sie sich in verschiedensten Phasen verorten. Einigen gelingt die Bewältigung migrationsbezogener Probleme schneller, während andere auch Jahre nach der Migration mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die sie als belastend empfinden und ihnen das Gefühl vermitteln, nicht wirklich in der Schweiz angekommen zu sein. Diese von den Frauen, aber auch deren Ehepartnern erfahrenen Problemfelder führe ich im Folgenden näher aus.